

Z i
6685





F. K. 83.

Ze
6685

Sendschreiben

welches

an Seine Wohlgeden,

H E R R N

Gottlob Benjamin

Strauben,

aus Breslau,

als Derselbe von der hohen Schule

zu Leipzig

sich nach Berlin gewendet hatte,

im Namen der Gesellschaft,

die sich unter

Sr. Magnif. dem Hrn. Prof. Gottsched,

des Nachmittags in der deutschen Beredsamkeit übet,

abgelassen hat

Hanns Gotthelf von Globig,

aus Chursachsen.

Leipzig, im Aprilmonate 1742.

Gedruckt bey Bernhard Christoph Breitkopf.



1719

unsern lieben

bedienten

unsern lieben bedienten

in in in in in

unsern lieben bedienten

unsern lieben

unsern lieben

unsern lieben bedienten

unsern lieben

unsern lieben bedienten

unsern lieben

unsern lieben

unsern lieben bedienten

unsern lieben bedienten

unsern lieben

unsern lieben bedienten

unsern lieben

unsern lieben

unsern lieben bedienten





Wohledler und Wohlgelahrter,

Hochgeehrtester Herr,



ollen Sie an die Gesellschaft, in deren Namen ich Ihnen dieses Schreiben senden soll, noch einmal gütigst zurücker denken; so wird Ihnen wenigstens die Absicht bey dieser Zuschrift nicht missfallen. Sie wissen wohl, daß uns unsere Gesetze verbinden, einem abgegangenen Mitgliede, für die Vortheile, die wir von demselben genossen haben, unsere Erkenntlichkeit öffentlich zu bezeigen. Diese Verbindlichkeit ist hier desto größer: je länger Sie sich in unserer Gesellschaft befunden; und je mehr uns Ihre Reden zu Mustern gebiener, zur Nachfolge angereizet und der ganzen Redneregesellschaft Ehre gebracht haben. Hier muß ich meiner Feder in dem, was ich weiter zu Ihrem Lobe mit Wahrheit vorbringen könnte, Einhalt thun: sonst würde ich Ihrer Bescheidenheit zu nahe treten. Ich glaube aber, daß ich schon viel zum Ruhme Ihrer Geschicklichkeiten gesagt habe. Denn wie will man sich einen Redner vorstellen können: wenn man ihm nicht eine gründliche Wissenschaft in vielen Theilen der Gelehrsamkeit zutrauet? Je weiter Sie es darinn gebracht hatten; desto gründlicher waren Ihre Reden: je gründlicher diese waren; desto mehr bedauern wir bey Ihrer Entfernung den Verlust eines geschickten Mitgliedes, und desto mehr sind wir verpflichtet, **Erw. Wohledler** nochmals zu versichern, wie hoch wir Ihre Verdienste schätzen. Hierbey nun werden Sie, **Hochgeehrtester Herr**, die Bezeigung des guten Willens so wohl gelten lassen; als solche in andern Fällen statt hat, wenn auch gleich nicht allezeit einer Sache nach Würden Genüge geschieht.

2

Thun

Thun Sie dieses: so werden Sie es auch den vereinigten Rednern, die Sie nunmehr verlassen haben, zu gute halten, daß dieselben zur Abstattung ihrer Pflicht kein tüchtigers Glied als mich erwählt haben. Gewiß, ich habe mich mit einiger Furcht hierzu entschlossen. Sie wissen es selbst, Wohlledler Herr, daß ich in der kurzen Zeit, da ich mich mit Ihnen in der Beredsamkeit geübet, diejenige Stärke noch nicht habe erlangen können, die ich mir bey dieser öffentlichen Gelegenheit, welche die Ehre der Gesellschaft betrifft, wünschte. Jedoch das Vertrauen zu Ihrer Gültigkeit und mein Eifer demjenigen meine Schuldigkeit zu bezeigen, den die Gesellschaft bisher als ihre oberste Zierde ansah, den ich als meinen Vorgänger in der Beredsamkeit verehrete, und durch den ich selbst in die Zahl der Redner aufgenommen worden, dieser Eifer, sage ich, machte mich beherzt, den Befehl der Gesellschaft über mich zu nehmen. Womit soll ich Sie, Hochgeehrtester Herr, hier zum legentmale unterhalten? Ich könnte mir aus den vielen Wissenschaften, die Sie bey Ihrem langen Anfsenthalte auf dieser hohen Schule begriffen haben, einen Satz erwählen. Die Ausführung desselben würde Ihnen nicht unangenehm seyn. Denn wer höret, wer liest nicht etwas von demjenigen gern, worinn man seine angenehmste Beschäftigung ordentlich zu suchen pfleget? Vielleicht siele ich aber auf etwas, woran sich Ihr Verstand bey einem vielfältigen Ueberdenken, bereits gefättiget hätte. Daher hielt ich es für rathsamer, Sie auf solche Betrachtungen zu führen, deren Gegenstand in Ihrem Gemüthe stets gegenwärtig ist, weil Sie nach demselben, als nach Ihrem vorgesezten Endzwecke ist streben. Denn was hat Sie, Hochgeehrtester Herr, angetrieben, daß Sie das angenehme Leipzig, diese hohe Schule und zugleich viel gute Freunde verlassen, und daß Sie sich an den Ort begeben haben, wo Sie Ihren weisen Landesherrn in der Nähe verehren können? Es bewog Sie gewiß nichts anders, als dieses dazu, daß Sie mit Ihren Geschicklichkeiten dem Vaterlande zu dienen Gelegenheit finden möchten. Da Sie sich nun nicht an die Meynung derjenigen kehren, die das Vaterland gar nicht für den Ort halten wollen, wo unsere Verdienste belohnet werden, und die uns deswegen rathen, daß man sein Glück bloß in einem fremden Lande suchen soll: so will ich hier, Wohlledler Herr, Ihre Parthey nehmen und beweisen, daß man mit seinen Geschicklichkeiten vornehmlich seinem Vaterlande dienen soll.

Sie zeigten Ihre Aufmerksamkeit, wenn ich sonst die Ehre hatte, vor Ihnen, als einem scharf einsehenden Richter, auf unserem Hörsaale zu reden. Daher hoffe ich, daß Sie sich die Abhandlung dieses Sages noch vielmehr werden gefallen lassen. Erweise ich denselben mit genugamen Gründen: so werden Sie in Ihrem löblichen Vorhaben noch mehr gestärket werden. Finden Sie mich aber schwach: so schreiben Sie dieses der ungeübten Feder zu; und ersetzen Sie selbst dasjenige mit Ihrem lebhaften Verstande, was ich mehr hätte sagen sollen.

Ehe ich mich zum Beweise meines Sages wende: so will ich mich deutlich erklären, was ich eigentlich unter dem Vaterlande, dem man dienen soll, verstehe. Ich meyne nämlich dasjenige Land, wo man zum ersten auf dem Schauplase dieser Welt

Welt erschienen ist; das Land, dessen Einwohner mit uns zugleich demselben Landes-
herrn unterworfen sind, und die uns gleich bey unserer Geburt in ihre Gesellschaft
als Mitglieder aufgenommen haben. Dadurch sind uns alle Rechte, die diese ein-
ander selber zugestehen, gleichfalls zu Theile geworden. In diesem genossen wir
Schutz und Sicherheit; da wir selbst noch nicht im Stande waren, uns zu verthei-
digen. Denn wir waren bey dem Anfange unsers Lebens, ohne Hülfe der andern
Menschen, schwache Werkzeuge. Schwach waren unsere Gemüths- und Leibes-
kräfte. Unsere Aeltern, oder die, welche an deren Stelle für uns forgeten, ver-
schaffeten uns das, was zu unserer Aufzuehung erfordert wurde. Sie nahmen
dazu die Kräfte des Landes, darinn wir gebohren wurden. Von den Einwohnern
desselben, als von unsern Landesleuten, forderten sie die Dienste, derer wir benöthi-
get waren. Diese versanden sich desto ehe dazu: je mehr Gegen Dienste sie sich
von uns bey unserer Reife des Verstandes und der Jahre für ihre Hülfe verspra-
chen. Wir erkennen also auch hieraus, daß es ein Land sey, in welchem wir viele
Freunde und Wohltäter, zugleich bey der Aufzuehung, bekommen haben, die nichts
mehr wünschen, als daß durch ihren Beystand der Grund zu unsern künftigen Volk-
kommenheiten nicht vergebens geleyet worden seyn möchte. Dieses Land unterschei-
det sich endlich von andern Ländern dadurch, daß wir gemeinlich zu solchem in
einem höhern Grade eine natürliche Neigung bey uns verspüren, als irgend gegen
ein anderes Land.

Ist es nun mit unserer Aufzuehung dahin gekommen, daß wir selber uns
weiter ausarbeiten können: so thun wir solches entweder im Vaterlande; oder wir
suchen uns anderwärts Geschicklichkeiten zu erwerben. Diese sind von unter-
schiedener Art. Nach den Regeln der Klugheit erwählet man eine solche, die un-
sere Mittel und den Gemüths- und Leibesgaben am gemähesten ist. Mancher
wendet sich zur Zahl der Helben, die für das Vaterland streiten. Ein anderer
bemühet sich, daß er die Feder geschickt gebrauchen und mit den Gelehrten die Un-
wissenheit, Blindheit und Barbarey unter den Menschen ausrotten möge. Die-
ser leyet sich auf die Wirthschaft. Jener auf eine gewisse Kunst. Alle diese Ar-
ten der Geschicklichkeiten erwirbt man sich, daß man eine Fähigkeit erlange, der
menschlichen Gesellschaft zu dienen, und daß man sich dadurch der Dienste, die
man selber nöthig hat, würdig mache. Ohne diese Zubereitung ist man eine un-
nützliche Last des Erdbodens, ein Abscheu anderer vernünftigen Menschen, die sich
als würdige Glieder ihrer Gesellschaft erweisen und einander dienen. Es ist dieses
eine natürliche Pflicht des Menschen. Sehen wir nicht die Unmöglichkeit, uns
ohne fremde Hülfe selber zu erhalten, deutlich vor Augen? Wer kann denn ohne
solche seiner Nothdurft abhelfen? Wo ist ein Mensch, der die Kräfte seines
Verstandes in allen Wissenschaften, in allen Künsten, deren Gebrauch sein Un-
terhalt erfordert, so ausarbeiten kann, daß er sich derselben mit einer nöthigen
Fertigkeit zu bedienen wisse? Das, was uns also abgeht, müssen wir von andern
hernehmen; und diese wiederum dasjenige von uns, was ihnen fehlt. Beydes
geschieht mit Recht. Dieses Recht gründet sich auf beyden Seiten eins auf

das andere. Nur darinn ist ein Unterscheid, daß es bey dem stärker ist, welcher durch Kunst, Uebung und Erfahrung einen höhern Grad der Geschicklichkeit erlangt hat, als ein anderer. Der Eine ist nicht befugt so viel Gegendienste zu fordern, als jener, der sein Recht auf die vielfältige Ausübung seiner Geschicklichkeit auch vielfach gründen, und daher mehr Dienste, oder Belohnungen fordern kann.

Ob wir nun wohl schuldig sind, uns Geschicklichkeiten zu erwerben, damit wir der Welt dienen können: so halte ich doch dafür, daß wir bey der Leistung der Dienste unserer natürlichen Neigung folgen sollen. Ich will sagen: man soll demjenigen Lande seine Geschicklichkeiten aufopfern, zu welchem wir die stärkste Zuneigung haben.

Niemand wird dieses mit Grunde tadeln können. Demda wir verbunden sind, unserem Nächsten so sehr zu dienen als wir können; so weit es ohne unsern Schaden und ohne unsere völlige Entkräftung geschehen kann; da wir uns überhaupt das Leben und die Abstattung unserer Pflichten so erträglich zu machen suchen sollen, als es die Billigkeit verstattet: so ist es unsere Schuttbigkeit, uns dabey eines solchen Weges und einer solchen zu Art bedienen, darauf wir in einem hohen Grade andern Leuten nützlich werden und doch auch uns selber nicht zu sehr wehe thun dürfen.

Kann dieses aber wohl auf eine bessere Art bewerkstelliget werden, als wenn wir bey der Leistung der Dienste unserer Neigung folgen? Diese hilft uns ja die größten Schwierigkeiten überwinden: wir übersteigen oft solche, ohne daß wir sie ehe gewahr werden, als bis wir sie hinter uns erblicken.

Es würde mancher mit seinen mittelmäßigen Kräften des Verstandes zu keiner starken Beurteilungskraft gekommen seyn: wenn er nicht bey einem außerordentlichen Triebe zur Erkenntniß der Wahrheit, Mühe und Arbeit in Schätzung des Verstandes für geringe geachtet hätte.

Folgen wir dem innerlichen Triebe: so unterhalten wir unsere Gemüther mit einem Vergnügen. Denn woju wir geneigt sind, dessen wünschen wir theilhaft zu werden.

Unsere Wünsche haben meistens die Hoffnung zur Gefährtniß. Diese stellet uns das Vergnügen schon im voraus vor, welches wir bey der Erlangung desjenigen, dazu wir einen Trieb empfinden, verspüren werden.

Wenn wir nun in der Pflicht mit unsern Geschicklichkeiten der Welt zu dienen unserer Neigung folgen, und solche ein Land genießen lassen, zu welchem wir eine natürliche Liebe haben: so werden unsere Dienste wohl von staten gehen, und unsere Gemüther sich dabey vergnügt befinden. Die Liebe zu dem Lande wird uns antreiben, dafselbst anständiger als anderwärts in unsern Diensten zu seyn: und weil wir solche wegen unserer Neigung gerne thun, so wird man sie auch von uns geneigter annehmen; als wenn sie nicht mit einem solchen freudigen Muthe, oder wohl gar gezwungen geschehen.

Durch unsere Zuneigung und durch die vielfältigen Dienste, die daher kommen, werden wir uns gleichfalls viel Liebe und Gerwoogenheit zuziehen und uns ein großes Recht, Gegendienste zu fordern, erwerben.

Dieser

Dieser glückliche Zustand kömmt also darauf an; daß wir einem Lande dienen, dem wir gewogen sind. Wir können ihn daher nicht besser erlangen, als wenn wir uns mit unsern Diensten zu dem Vaterlande wenden. Wegen dieses haben wir eine natürliche Liebe vor allen andern Ländern. Diese mag nun von der irdischen Natur herrühren; da Luft, Speise, Trank, oder auch die Lebensart unsern Körper in eine solche Gewohnheit bringen; daß wir bey der Veränderung dieser Dinge anderwärts das, was wider unsere Gewohnheit läuft, ungern ertragen; oder sie mag daher entstehen; daß wir in unserer Jugend im Vaterlande die meiste Zeit ohne Kummer, ohne Sorgen hingebracht haben, und daß also in unserer Seele ein angenehmes Bild vom Vaterlande übrig geblieben ist, unter welcher Gestalt sich uns dasselbe nachdem immer vorstellet. Genug! die eigene Empfindung und viele Beispiele derjenigen, die ein rauhes, dürres, unbequemes Vaterland andern geeigneten Oertern vorgezogen haben, machen uns die natürliche Liebe und Neigung gegen das Vaterland unleugbar. Denn hätte gleich der in das rauhe Sythien vertriebene Ovidius Ursache, sich nach seinem schönen Rom zu sehnen, so seufzete doch auch Ulysses nach seinem kleinen geringen Ithaca. Sind wir nun schuldig unsern Vergnügen zu befördern; kann dieses geschehen, wenn wir nicht wider uns selber streiten, sondern unserer Neigung, in der Schuldigkeit der Welt zu dienen; nachgehen; können wir es hierinn durch Hilfe des innerlichen Triebes weiter; als außer dem bringen, und unsere Schuldigkeit in Leistung der Dienste, ohne eine starke Empfindung der Mühe und Beschwerlichkeiten beobachten: so ist wohl jedweden zu rathen, daß er seiner natürlichen Liebe zu dem Vaterlande, davon ihn die eigene Empfindung überzeuge, folge, und vornehmlich demselben mit seiner Geschicklichkeiten zu dienen suche.

Es geht uns aber in unsern Neigungen nicht allemal nach Wunsch. Wir müssen uns also bemühen, unsere Dienste da zu leisten; wo wir die stärkste Hoffnung haben; daß dieselben am ersten angenommen werden möchten.

Diese Verbindlichkeit beruhet auf der Schuldigkeit selber, nach welcher es uns obliegt, daß wir nach der Beschaffenheit unserer Kräfte dienstfertig seyn sollen. Denn da wir hierzu wegen des Nutzens, welcher dadurch der ganzen menschlichen Gesellschaft und auch zugleich uns zuwächst, von Natur verpflichtet sind: so würde ja ein großes Theil dieses Vortheils ausbleiben, wenn wir nicht unsere Geschicklichkeiten, so bald als es möglich ist, an den Mann brächten. Wir scheuen uns überdieß vor allem dem, was uns unangenehm ist. Müssen wir nun nach der Gelegenheit, da unsere Dienste gehörigermassen angenommen werden, mit vieler Mühe und sehr lange streben: so wird dieses endlich beschwerlich und verursachet uns vieles Mißvergnügen. Unsere natürliche Beschaffenheit treibt uns daher selber an, daß wir unsre Dienste dem Lande widmen, wo wir sie am ersten und leichtesten anbringen können. Bey manchem beruhet vollends der ganze Lebens Unterhalt darauf, daß seine Geschicklichkeiten erkannt und belohnet werden. Die Glücksgüter sind nicht mit gleichem Maße ausgetheilet. Einige besitzen solche im Ueberflusse; da es hingegen vielen andern daran fehlet.

Diese verwenden oft das Wenige, was sie haben, auf die Erlernung der Wissenschaften, mit denen sie der Welt künftig dienen wollen. Sie hoffen, daß sie sich alsdann, als geschickte Glieder der menschlichen Gesellschaft, mit ihren Fähigkeiten so viel erwerben werden, daß sie an keinem notwendigen Dinge Mangel leiden dürfen. Wie elend würde es nicht insonderheit um diese aussehen; wenn sie sich nicht an den Ort begäben, wo ihre Verdienste am ersten belohnet würden!

Daß diese Belohnungen in unserem Vaterlande eher als anderwärts gefunden werden, dieß getraue ich mir gewiß zu behaupten. Denn wenn wir nach den Regeln der Klugheit überlegen, auf was für Umstände man sehen muß, wenn man sein Glück machen, und mit seinen Geschicklichkeiten unterkommen will: so ist hier vornehmlich nöthig, daß man diesen Endzweck da zu erlangen suche, wo man weiß, daß es Leute giebt, die an der Beförderung unsers Glücks Theil nehmen, und wo man ein starkes Vertrauen zu uns hat. Das letztere öfnet uns gleichsam die Bahn zur Gewährung unsers Suchens zu gelangen: und das erstere hilft uns auf dem Wege zu unserm Glücke fort. Beydes treffen wir in dem Vaterlande am meisten an. Haben wir nicht daselbst unsere Aeltern? haben wir nicht, wenn diese nicht mehr leben, nahe Blutsfreunde und andere Anverwandten? Haben wir nicht daselbst in unserer Jugend viele Bekannte bekommen? Alle diese sehen unser Glück gerne. Sie erfreuen sich desto mehr darüber: je näher sie in dem Lande, wo sie sind, unsern Wohlstand blühen sehen. Befinden sich unter diesen solche, die selber viel zu sagen haben: so dürfen wir gar nicht zweifeln, daß uns nicht geholfen werde. Ist aber auch dieses nicht; und können sie selber zu unserer Beförderung nichts unmittelbar beytragen: so sehen wir sie doch, als Mittelspersonen an, die aus Begierde uns fortzuhelfen, auf Mittel und Wege sinnen und denken, und uns den nächsten Weg zeigen werden, der uns zum vorgesezten Ziele führet. Sie mögen es nun in der Absicht thun, daß sie durch uns wiederum Vortheile gewinnen können; die Ehre mag sie antreiben in der Erhebung ihrer Landesleute zugleich die Verdienste des ganzen Volkes, und also die Ihrigen mit auszubrekten: der Nutzen bleibt doch auch dabey auf unsrer Seite gewiß, daß uns bald geholfen wird. Was kann nicht hierbey überdieß die Kenntniß vom Vaterlande für Dienste thun? Hier ist uns dasjenige größtentheils schon selbst bekannt, was wir in einem andern Lande durch vieles nachforschen kaum erfahren können; und welches wir doch nochwendig wissen sollten, wenn wir die rechte Spur, die Wege, die Mittel glücklich zu werden, finden wollen. Sehen wir nun noch dazu auf das Vertrauen, welches das Vaterland zu uns hat: so werden wir gewahr, daß der hohe Landesherr, insonderheit bey Ausschreibung der öffentlichen Ehrenämter seine Landesfinder den Fremden gemeiniglich vorzieht. Er sezet auf die Treue derselben eine starke Zuversicht. Dieses Vertrauen erstreckt sich so gar bis auf das gemeine Volk. Es verspricht sich von den Landesleuten mehr Hilfe, mehr Wohlthaten; als von den Ausländern: denn es glaubet, daß diese sich gar zu sehr der Ihrigen annehmen. Alles dieses sind Dinge, da es uns, wenn
sie

sie nicht vorhanden sind, schwerer wird, die Welt dahin zu bringen, daß sie unsere Verdienste erkennt. Eben hieraus müssen wir urtheilen, daß auch unsere Geschicklichkeiten im Vaterlande eber, als anderwärts, wo diese Umstände nicht sind, belohnet werden.

Habe ich nun oben erwiesen, daß wir unsre Schuldigkeit der menschlichen Gesellschaft zu dienen, so bald als es möglich wäre, auszuüben suchen sollten: so müssen wir uns unserm Vaterlande vornehmlich widmen; da wir gesehen haben, wie wir mit Grunde hoffen können, daß unsere Dienste daselbst am ersten angenommen werden.

Wir müssen aber auch, wenn wir unserer Schuldigkeit, andern Leuten zu dienen, vernünftig eine Gemüthe thun wollen, darauf sehen, daß wir denjenigen vor allen andern dienen, welchen wir am meisten verbunden sind.

Die Pflicht, daß ein Mensch dem andern diener, gründet sich auf das Recht, welches der andere hat, von uns Dienste zu fordern. Dieses Recht müssen wir zwar allen Menschen zugestehen, und ihnen bey der Gelegenheit, die sich dazu eräugnet, dienen. Die natürliche Nothwendigkeit mit andern Menschen eine dienstfertige Gesellschaft zu unterhalten, verbindet uns dazu. Unsere Kräfte langten aber nicht zu, daß wir uns allen Gliedern, allen Theilen der menschlichen Gesellschaft in einem gleichen Maaße nützlich erweisen könnten. Die Befugniß und das Recht sind überdieß bey einem stärker, als bey dem andern. Es entstehen daher unterschiedene Grade unserer Verbindlichkeit. Wir müssen also denen vor allen andern unsere Dienste leisten, welchen wir in dem höchsten Grade verpflichtet sind.

Hier hat der weise Cicero wohl Recht, wenn er bey der Untersuchung der menschlichen Pflichten auf die Gedanken kömmt, daß man seinem Vaterlande in Erweisung der Dienste den Vorzug geben soll. Wollte man bloß auf den Ort, wo man geboren und erzogen ist, sehen: so würde man freylich keine große Verbindlichkeit gegen eine solche leblose Sache finden. Wir haben aber in der Beschreibung des Vaterlandes sehr wichtige Umstände von demselben angemerket, aus denen uns gegen solches, eine mehr als zu starke Pflicht erwächset. Wenn man daher auch nicht dafür halten will, daß man dem Lande, etwas schuldig sey, wo man als ein vernünftiger Mensch, zur Ehre des großen Schöpfers, und seine wunderbaren Eigenschaften, kennen zu lernen, das Leben und das erste Wesen erhalten hat: so müssen wir doch in den Begriff, den wir uns vom Vaterlande machen, die Einwohner desselben, als unsere Landesleute mit fassen. Gegen diese liegt uns die Verbindlichkeit ob. Wir haben es bereits oben erkannt, daß sie uns schon bey der Geburt, als Glieder und Mitbürger in ihre Zahl aufgenommen haben. Alle Rechte, alle Freyheiten, die sie einander zugestunden, sind auch uns zum Genusse gediehen. Dieselben sind uns desto mehr zu Theile geworden: je schwächer, je ohnmächtiger wir bey dem Anfange unsers Lebens waren; und je mehr Hülfe und Beystand wir deswegen vormöchten hatten. Damals konnte man freylich noch keine Gegendienste von uns fordern. Unser Unvermögen sprach uns davon frey. Wir können uns aber deswegen einer Pflicht nicht gänzlich entschütten, deren Schuldigkeit sie zu beobachten, durch den Aufschub noch höher angewachsen ist. Es wäre ein Verbrechen wider die natürlichen Geseze der Menschen, wenn wir uns die Kräfte der andern Menschen

schen zu Nuße machen, denselben aber unsere Gegendienste versagen wollten. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß man sich schon dadurch, als ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft erweist, wenn man auf einer gewissen Art derselben seine Dienstfertigkeit in der That zeigt, und wenn man solches auch nicht gegen diejenigen thäte, die uns zuvor gebietet hätten. Es ist aber doch als eine Unbilligkeit anzusehen, dasjenige einem andern angebeyen zu lassen, wozu wir demjenigen, der uns gutes erwiesen hat, von Rechtswegen und mit mehrerem Grunde verpflichtet sind. Wozu machet denn der Landesherr die Verfassung, daß die Jugend in Künsten und Wissenschaften unterrichtet wird? warum ordnet er Lehrer? Geschieht es nicht deswegen, und reichen nicht unsere Landesleute die Kosten dazu zu dem Ende her, daß sie aus uns Männer bereiten wollen, die sich künftig nicht als abtrünnige, sondern als beständige, treue Glieder des Staats erweisen, und mit dem Gebrauche ihrer erlangten Geschicklichkeiten ihnen die Dienste vergelten sollen, die wir in der Jugend von ihnen genossen haben?

Es wäre also die größte Undankbarkeit; wenn wir diejenige Veranlassung der Einwohner, durch deren Hülfe wir aus rohen, obwohl vernünftigen Geschöpfen, bey unserer Anserziehung, erst zu rechten Menschen geworden sind, verlassen; wenn wir uns der Gelegenheit ihnen zu dienen entziehen, und wenn wir sie bey dem Genusse unserer Geschicklichkeiten des Vorzugs unwürdig schätzen wollten. Denn dieser gehört dem Vaterlande. Es hat uns dazu verbindlich gemacht; und wir müssen demjenigen Lande vornehmlich dienen, dem wir die Dienstfertigkeit zu erweisen am meisten verbunden sind.

Denen von Vorurtheilen eingenommenen Seelen muß ich noch begegnen. Diese wollen meinem Sage, daß man nämlich mit seinen Geschicklichkeiten vornehmlich dem Vaterlande dienen soll, deswegen nicht beypflichten, weil sie dafür halten, daß dasselbe die Verdienste der Landesfinder selten erkenne. Der Neid, sagen sie, herrschet zu stark unter den Landesleuten. Diese sähen daher das Glück, welches einem von ihnen zu Theile würde, mit scheelen Augen an. Sie bemüheten sich wohl gar solches zu verhindern. Etwas Fremdes käme den Leuten immer kostbarer vor, als dasjenige, welches ihnen schon sonst bekannt wäre. Wir würden also reichere Wohnungen zu hoffen haben: wenn wir mit unsern Geschicklichkeiten einem fremden Lande dienen. Dieses hätte uns in der Jugend, bey unsern Unvollkommenheiten nicht gekannt. Wenn es uns nun bey unserer Reise zum erstenmal sähe: so würde es gleich mit hohen Meynungen von uns eingenommen werden; da hingegen unser Vaterland nicht leicht die niederträchtigen Gedanken verlöbre, die dasselbe zur Zeit unserer Jugend bey unsern Schwachheiten und Unvollkommenheiten schon einmal gehabt hätte.

Dieser Einwurf scheint, als wenn er wichtig wäre. Betrachten wir ihn aber genau, so ist er also beschaffen, daß er die Schuldigkeit dem Vaterlande zu dienen, nicht schlechterdings aufhebt: sondern er enthält nur gewisse menschliche Thorheiten und Schwachheiten in sich, deren Wirkungen wir nicht empfinden dürfen, wenn wir die Gelegenheit dazu vermieden und in einem andern Lande, als in dem, da wir geboren

böhren und erzogen sind, unsere Wohnung aufschütigen. Allein, nimmt denn der Meid
 alle unsere Landesleute so ein, daß sie uns ingesamt an unserm Stücke hinderlich sind?
 Halten denn alle Einwohner unsers Vaterlandes nur diejenigen Sachen für kostbar,
 die ein fremdes Land gezeugt hat? Soll man ihnen denn durchgängig einen gemeinen
 Verstand zuschreiben, der die wahren Vollkommenheiten von dem, was unvollkommen
 ist, nicht unterscheiden kann; weil die Mängel und Schwachheiten unsers unreifen Al-
 ters schon einmal einen tiefen Eindruck in die Gemüther gemacht haben sollen? Mein!
 nur die lasterhaften Gemüther sind Wohnungen des Neides. Nur solche Seelen, die
 einen verderbten Geschmack haben, verachten alles, was aus ihrem Vaterlande den Ur-
 sprung nimmt, und vergaffen sich in dasjenige, welches von einem fremden Orte her-
 kömmt. Nur einfältige und von Vorurtheilen eingenommene Köpfe, die den Unter-
 scheid des wahren und falschen nicht wissen, beurtheilen uns, bey den erlangten Ge-
 schicklichkeiten, nach den Unvollkommenheiten unserer ersten Jahre. Nimmermehr
 aber wird man ein Land antreffen, wo alle Einwohner mit solchen Thorheiten und
 Schwachheiten eingenommen wären. Es werden also nur einige seyn sollen, deren
 Schwachheiten halber wir die Schulbigkeit gegen unser Vaterland bey Seite setzen,
 und unsere Geschicklichkeiten einem andern Lande widmen sollen. Ich gebe es zu, daß
 man dergleichen Leute antrifft. Denn die Vernunft ist wohl bey den wenigsten recht
 ausgearbeitet und von den Vorurtheilen gereinigt. Folget denn aber aus diesem al-
 len, daß man sich dadurch so gleich von der Beobachtung seiner Schulbigkeit gegen das
 Vaterland absprechen lassen soll? Keinesweges! denn sonst müßten wir unsere meisten
 Pflichten hintenansetzen, weil wir solche größtentheils nicht ohne Beschwerlichkeiten ab-
 statten können. Jedweder wird noch unter seinen Landesleuten eine große Anzahl der-
 jenigen finden, die mit einem ausgearbeiteten Verstande, und mit einem gereinigten
 Willen, ohne eine unbillige Leidenschaft, unsere Eigenschaften betrachten, unsere Ge-
 schicklichkeiten erkennen, unsere Verdienste belohnen und sich dem gemeinen Haufen der
 niederträchtigen Seelen, die uns etwa zuwieder seyn möchten, widersetzen werden, daß
 sie unser Aufkommen befördern. Schweiget daher, ihr Gegner! euer Einwurf machet
 euch nur verdächtig. Tröstet ihr euch irgend, daß ihr eure Ungeschicklichkeiten nach
 demselben werdet verdecken können? denn weil ihr euch nicht zu viel Fähigkeiten erwor-
 ben haben müget: so hoffet ihr wohl, daß, da nach eurer Meynung den fremden
 Sachen ein höherer Werth beygelegt wird, ihr vielleicht auch als Fremdlinge außer
 eurem Vaterlande den Leuten eine hohe Meynung von euern Verdiensten beybrin-
 gen, und eure mittelmäßigen Fähigkeiten für ausnehmende Geschicklichkeiten verkan-
 fen werdet. Glender Trost! schändliche Absicht! ungegründeter Einwurf! Jedoch wo-
 her kömmt es denn, daß man bisweilen einige von seinen Landesleuten sieht, die mit
 ihren Geschicklichkeiten im Vaterlande nicht fortkommen können? Sie versuchen nach-
 gehends ihr Heil in einem andern Lande: und es gelingt ihnen auch daselbst. Die
 Schuld ist hierbey nicht so wohl dem Vaterlande, als vielmehr den Landeskindern sel-
 ber zuzuschreiben. Man untersuche nur die Mittel und Wege, welche sie nehmen,
 wenn sie die Belohnungen ihrer Verdienste finden wollen. Gar bald wird man die
 Ursache einsehen, warum sie in einem fremden Lande ihren Zweck erreicht haben, den
 sie



Ze 66 87 7K

ſie vorher im Vaterlande nicht erlangen könnten. Sie können zwar in ihrem Verfahren mancherley Fehlritte thun. Die meisten verſehn es aber darum, daß ſie ihre Fähigkeiten nicht recht beurtheilen. Bey manchem überſteigt die Einbildung, die er von ſeiner Perſon hat, die Größe ſeiner Geſchicklichkeiten. Verehret nun das Vaterland ſolche nicht in eben dem hohen Grade, als wie er es verlangt: ſo verſtattet ihm auch ſeine Ehrbegierde nicht, daß er mit der Verehrung und Belohnung ſeiner Geſchicklichkeiten zufrieden wäre, die ſeinen Verdienſten eigentlich zukommen. Er verachtet alſo das Vaterland. Er will demſelben lieber gar den Gebrauch ſeiner Kräfte gänzlich verſagen; als nur eine mäßige Erkenntlichkeit für ſeine Dienſte annehmen. Ein anderer trauet hingegen ſeinen Kräften zu wenig zu. Muth und Dreſtigkeit, die Verwaltung gewiſſer Geſchäfte auf ſich zu nehmen, fehlen ihm; da er doch ſolchen mit ſeinen Fähigkeiten gewachſen wäre. Die Tugenden ſeiner Landesleute ſind ihm am meiſten, und zwar zu der Zeit, da er bey ſeiner Jugend kein großes Einſehen hatte, bekannt geworden. Er glaubet daher leicht, daß bey nahe ein übernatürlicher Verſtand dazu erfordert werde, und daß er mit dem ſeinigen nicht dahin reichen könne. Dieſes ſchüchternes Weſen verleitet ihn, daß er mit einem nochbürtigen Unterſatze, den er von ſeinen Mitteln nehmen kann, zufrieden iſt. Er vergräbt alſo lieber ſein Pfund, als daß er durch die Dienſte, die er dem Vaterlande damit leiſten könnte, Ehre und Belohnungen zu erbeuten ſuchen ſollte. So legen denn die Leute von dieſer und der vorgehenden Art der Gemüthsbeſchaffenheit ſich ſelber die Hinderniſſe in den Weg, daß ſie nicht mit ihren Geſchicklichkeiten im Vaterlande fortkommen können! Nachgehends erkennen ſie bisweilen ihren Fehler. Man ſoll ſie aber nicht deſſelben beſchuldigen können; ſondern dem Vaterlande die Schuld beymessen. Drum wenden ſie ſich zu einem fremden Lande. Sie handeln hier ihren Endwzwecken gemäßer, als ſie vorher thaten. Und ſolchergeſtalt iſt es kein Wunder, daß ſie ihr Glück andernwärts und nicht im Vaterlande machen. Je mehr nun dieſes bey der Entfernung ſeiner geſchickten Landeskinder einbüßt: für deſto glücklicher iſt das fremde Land zu ſchätzen, dem ſolche müßige Einwohner zuſallen.

Nunmehr habe ich dasjenige, was man wider die Schuldbigkeit, mit ſeinen Geſchicklichkeiten vornehmlich dem Vaterlande zu dienen, einwenden könnte, beantwortet. Zum Beweiſe meines Satzes habe ich ſo viel angeführt, als dazu nöthig geweſen iſt, und ſo viel, als eine geziemende Länge dieſes Schreibens verſtattet hat. Bey dieſer ganzen Abhandlung, ſtellete ich mir, Wohlſiedler Herr, Ihre gegenwärtige Abſicht vor. Ihr Aufenthalt iſt iſt in Berlin. Sie erwarten daſelbſt von Ihrem allergnädigſten Landesherrn Befehl, auf was für eine Art Sie mit Ihren Geſchicklichkeiten Ihrem Vaterlande, ich meyne Schleſien, dienen ſollen. Sie können gewiß hoffen, daß man Ihre Verdienſte in einem Lande, deſſen Fürſt die Künſte und Wiſſenſchaften nicht weniger, als die Waffen, liebet, erkennen und belohnen werde; zumal, da Sie bereits an dem Hofe Ihres großen Königes einen anſehnlichen Hönner bekommen haben. Denn ſo allgemein der Ruf iſt, den ſich derſelbe, als ein Kenner und Freund der Gelehrten und der Wiſſenſchaften längſt erworben hat: ſo gewiß wird er auch Ihr Glück befördern. Können hierzu die Wiünſche der Rednergeſellſchaft, die Ihnen hier durch mich die letzte Pflicht abſtattet, etwas beitragen: ſo werden Sie Ihren Zweck deſto glücklicher erreichen; je mehr Ihnen dieſelbe Gutes gönnet. Sie bittet ſich dagegen aus, daß Sie ſich ſolcher ſo oft zu erinnern die Gütigkeit haben mögen; ſo oft Sie an Leipzig, an den Ort, gedenken werden, wo Sie ſich zum Dienſte des Vaterlandes vollkommnen geſchickt gemacht haben. Ich werde mich inſonderheit über Ihren Wohlſtand allemal erfreuen, und mich für glücklich ſchätzen, wenn Sie mich iederzeit eines geneigten Andenkens würdigen werden.

*** * ***

M

Pon Ze 6685 1FK

ULB Halle 3
002 402 785





F. K. 83.

Ze
6685

Sendschreiben

welches

an Seine Wohlgeden,

H E R R N

Gottlob Benjamin

Strauben,

aus Breslau,

als Derselbe von der hohen Schule

zu Leipzig

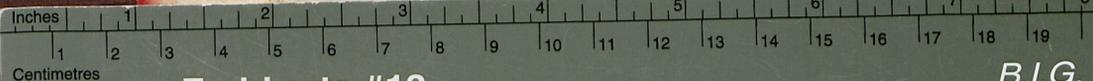
sich nach Berlin gewendet hatte,

im Namen der Gesellschaft,

die sich unter

Sr. Magnif. dem Hrn. Prof. Gottsched,

des Nachmittags in der deutschen Beredsamkeit übet,



Farbkarte #13

B.I.G.

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

